

Berlin, Sonntag, 17. Januar 1988

„Die halbe Stadt ist auf den Beinen. Zum Aufmarsch der Untoten.“

Anne hatte schmale Lippen und Augen wie Schlitze. Flach schien die blutige Sonne in die gläserne Kugel, zweihundert Meter über der Erde.

Wütend zischte sie:

„Den Gedenkeinsatz in Friedrichsfelde können die Genossen als Subbotnik abrechnen. Das reinste Schmierentheater.“

„Wollen wir über Politik reden?“

„Nein.“

Vom Fernsehturm überblickte man die Stadt, die ihr eigener Horizont war. Der rote Schein setzte die Radarpilze auf dem Teufelsberg und das Hochhaus von Springer in Brand, flammende Diamanten unter regenträchtigem Grau. Auf dem Alexanderplatz sammelten sich Tausende, mit roten Fahnen und Bannern, mit riesigen Porträts der proletarischen Führer; die Dreieinigkeit der Revolution: Marx, Engels und Lenin; heute ergänzt um Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht; heute, und nur heute, und nur an diesem Tag in jedem Jahr. Anne reckte den Hals. Verächtlich schaute sie in die Tiefe.

„Die Kommunisten haben ihren Katechismus gut gelernt. Sie haben rote Reliquien und rote Märtyrer. Ich frage mich: Wie sähe der Sozialismus aus, wenn Liebknecht und Luxemburg am Leben geblieben wären?“

Fred zuckte die Achseln. Der Alexanderplatz war dunkel und rot, langsam kroch die blutige Lache zur Stalinallee. Kein Laut drang durch die dicken Scheiben der Turmkugel. Bedächtig schlürfte er Kaffee und sagte:

„Ein Gedankenexperiment.“

„Ein was?“

„Ein Gedankenexperiment. Man erledigt alles im Kopf. Hat Einstein erfunden, um durch Raum und Zeit zu reisen. Ein Beispiel: Wo stünde die Christenheit, wenn Thomas Münzer und Dietrich Bonhoeffer das Zepter übernommen hätten?“

Anne fixierte ihn.

„Und? Was denkst du?“

„Ich denke, es ist müßig, darüber nachzudenken. Nichts als Zeitverschwendung. Es gibt wichtigeres.“

„Zum Beispiel?“

„Dich und mich, *von Angesicht zu Angesicht*.“

Sie errötete und heftete ihre Augen auf den Alexanderplatz. Aufmerksam musterte er ihr Profil: die hohe Stirn, die sanfte Nase, die Lippen. Er spürte, dass er unruhig war, seltsam getrieben.

„Lass uns über die wirklich wichtigen Dinge sprechen, Anne. *Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über*.“

Weil sie nichts sagte, sah er an ihr vorbei. In Zeitlupe zog die Stadt vorüber, denn die gläserne Kugel drehte sich, mitsamt der Bar, den Tischen, den Kellnerinnen und den Touristen. Fred sah die ferne, blaue Linie der Müggelberge und die Plattenbauten am östlichen Stadtrand. Er sah den Mont Klamott, das Dach dieser Stadt, und die ruinierten Straßenzüge an der Schönhauser Allee. Er sah die Segenskirche und den spitzen Zikkurat von Zion. Nach einer langen Pause sagte er:

„Ich liebe dich, Anne. Du entfernst dich von mir.“

Ihre Blicke trafen sich. Annes Pupillen klafften wie eine Schlucht. In ihrer Tiefe wusste er sich sicher, wenn er den richtigen Weg fand.

„Du redest wie ein Pastor. Ist dir das schon einmal aufgefallen?“

„Anders komme ich nicht an dich ran. Wochenlang bist du mit der Gemeinde unterwegs, hast keine Zeit. Wenn wir uns einmal treffen, reden wir über Politik. Was bleibt für uns?“

„Du verstehst offenbar nicht, worum es geht.“

„Noch einmal, Anne: um dich und mich. Mit weniger gebe ich mich nicht zufrieden. *Die Zeit wird kommen und ist eben jetzt*.“

„Ich weiß selbst, dass ich zu viel unterwegs bin“, sagte Anne weich. „Wir sehen uns zu wenig, noch weniger als damals, als du bei der Armee warst. Aber anders halte ich es nicht mehr aus. Schau dir diese Idioten da unten an. Rosa Luxemburg hat gesagt: *Freiheit meint immer auch die Freiheit der Andersdenkenden*. Und was tun diese Narren? Sie traben den toten Parolen hinterher wie Knechte. Wehe, wenn jemand echte Freiheit fordert. Das soll der Sozialismus sein? Worauf gründen wir unseren Stolz, in diesem Land zu leben?“

„Muss man unbedingt stolz darauf sein? Mir genügt es vollauf, auf uns stolz zu sein. Auf dich und mich.“

Gemeinsam starrten sie auf die Prozession; blutiges Magma, das sich nach Friedrichsfelde ergoss, zur Gedenkstätte der Sozialisten, dem Wallfahrtsort wie die Kremlmauer oder das Grab von Karl Marx in Highgate oder der Pariser Friedhof Père Lachaise, auf dem eintausend erschossene Kommunarden liegen, am Mur des Fédérés. Eine Nekropolis begrabener Hoffnungen. Anne flüsterte:

„Ich kann dich verstehen, wirklich. Du bist ein Romantiker. Aber die Welt ist nicht so einfach. Die Welt ist brutal. Mir gehen die Gründe aus, auf dieses Land stolz zu sein. Es macht mich wahnsinnig.“

Suchend tastete ihre Hand über den Tisch, einem Tentakel gleich.

„Diese Leute dort unten, die denken nur ans Fressen und wie sie mit dem Arsch an die Wand kommen. Wenn es befohlen wird, marschieren sie sogar mit Fackeln. Diese Schafe, wie ich sie hasse. Die Toten mahnen. Unsterbliche Opfer. Pah, da kann ich nur lachen.“

An der Warschauer Straße blitzten blaue Lichter. Mannschaftswagen der Bereitschaftspolizei riegelten das Straßensegment zur Oberbaumbrücke ab. Danach verlor sich der Zug im Dunst. Fred hielt Annes Hand, ein warmes, vertrautes Bündel. Vorsichtig sagte er:

„Dieser Hass. Dieses Wir hier und Ihr da drüben. Wohin soll das führen? Ich bin zu müde, um in den Schützengraben zu steigen. Das führt zu nichts, außer dass wir uns aufreiben. Das Beste, das man versuchen wollte, bleibt auf der Strecke. Was ist daran gut und richtig?“

„Fred, man muss Stellung beziehen. In dieser Zeit, unserer Zeit ..., deutlich machen, was es heißt, Christin zu sein.“

„Da komme ich nicht mit, Anne. Du redest von Christus, von den Christen und von Stellungen, die man beziehen muss. Führte Christus einen Stellungskrieg? Ich will überhaupt keinen Kampf. Ich habe die Schnauze voll vom Krieg.“

Ihre Finger zuckten, aber ihre Hand blieb bei ihm, ein glühendes Eisen in seiner Faust. Hastig sagte er:

„Ich habe hohe Achtung vor dem, was du tust. Für mich bist du der wichtigste Grund, dieses Land zu mögen, trotz allem. Es wäre schön, wenn du nicht immer davon reden würdest, wie schlecht alles ist. Ich frage mich nämlich, welche Rolle ich in deinem Leben spiele.“

Sie zog ihre Hand zurück, ganz langsam. In ihren Augen türmte sich eine Felsenbarriere. Ihm wurde klar: Dieser Sesam öffnete sich nicht, nicht heute, nicht hier. Er konnte fühlen, wie die Wüste Sand über ihn häufte.

„Ich weiß selber nicht, was mit mir los ist“, bekannte Anne. „Aber wie es ist, kann es nicht weitergehen. Ich kann nicht zu Hause sitzen und warten, bis mich die Depressionen auffressen. Diese Trostlosigkeit. Dieses Gefühl, in einem Glashaus eingesperrt zu sein, keine Luft zu haben zum Atmen.“

„Ich verstehe.“

„Manche Tage bin ich voll Hoffnung, dass sich etwas ändert. Am anderen Tag stürze ich ab, weil ich mich in einem Labyrinth wähne, dessen Ausgang ich nicht finden kann. Mauern versperren mir den Weg, überall: Mauern an der Oderberger Straße, Mauern am Brandenburger Tor, Mauern in den Betonköpfen der Leute, die sich in die Tasche lügen, sich ein kleines Glück vorgaukeln. Übrigens auch du, Fred.“

„Ein kleiner Frieden ist besser als ein großer Krieg. Zu wissen, was man nicht will, ist kein Leben. Nicht einmal ein halbes.“

„Du hörst dich an, als hättest du deinen Frieden gemacht, Fred Winter.“

„Vielleicht. Vielleicht rede ich mir ein, dass es Frieden geben könnte. Gut möglich, dass du recht damit hast, in den Kampf zu ziehen. Auch wenn du nicht weißt, wofür, sondern nur gegen wen.“

„Na also.“

„Nicht na also. Bis wir rauskriegen, wer es richtig macht, ist unsere Liebe im Eimer. Meine Freundin ist Christin, sie zieht als Jeanne d’Arc in den heiligen Krieg. Demnächst gehe ich in ein Priesterseminar, hole mir die Weihe, um überhaupt noch mit dir ins Gespräch zu kommen. Um nicht als einer dieser Betonköpfe zu gelten, die ihren kleinen Frieden suchen.“

Milde glänzte aus ihrer Iris. Sie lächelte:

„Das traue ich dir zu. Du würdest sogar ins Kloster gehen.“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich bin kein Idiot, Anne. Ich schätze, du würdest nicht einmal mitkriegen, wenn ich von der Bildfläche verschwände. Ich taue nicht für Kreuzzüge.“

Ihr Lächeln schwand. Suchend blickte sich Fred um. Die Aussichtsplattform füllte sich. Der Lift spuckte Touristen aus, Spanier und Franzosen. Viens! Viens! Là-bas, regarde, c’est la Porte de Brandebourg!

„Lass uns abhauen“, schlug er vor. „Ich muss an die frische Luft.“

Im Fahrstuhl standen sie eng nebeneinander. Der Fall der Kabine erzeugte ein schwereloses Gefühl unter der Lunge. Fred legte seine Hand auf Annes Bauch. Sie reagierte nicht. Unten liefen sie an einer langen Warteschlange und an der Glaskasse vorbei ins Freie. Von den Massen auf dem Alexanderplatz war nichts geblieben außer einem Übertragungswagen des Fernsehens. Die Techniker rollten schwarze Kabel ein. Anne und Fred stiegen die Treppe hinunter zur U-Bahn.